

Wilhelm Vischer

Autor(en): Eberhard Vischer

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1929

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/577b2cfa-ac52-4cde-848a-ef125d7fad14>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Wilhelm Vischer.

Von Eberhard Vischer.

Der am Anfang dieses Jahres mitten aus einer reichen Tätigkeit von uns geschiedene Dr. jur. Wilhelm Vischer war der älteste Sohn des Professors gleichen Namens, dessen Wesenszüge Andreas Heuslers Meisterhand im Jahrbuch für 1891 festgehalten hat. Seine Mutter, Sophie Heusler, die ihren Gatten fast um dreißig Jahre überlebte, stammte aus einer Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie, in der sich Freude an der Kunst, insbesondere musikalische Begabung, vererbte, und zeichnete sich ebensosehr durch die bis an ihr Lebensende bewahrte Beweglichkeit des Geistes aus wie durch die Selbständigkeit und Originalität des Urtheiles. Sein Großvater war der Professor und Ratsherr Wilhelm Vischer, der durch manche glückliche Berufung um die Universität verdiente Leiter des Erziehungswesens, sein Urgroßvater Oberst Benedikt Vischer, der, selber ein entschiedener Vertreter einer friedlichen Verständigung zwischen Stadt und Land, sich in die schmerzliche Lage versetzt sah, den unglücklichen Auszug am 3. August 1833 zu leiten. Sind wir alle, auch wenn wir uns noch so sehr bemühen, unser Leben nach selbstgewählten Maaßen zu gestalten, in unserm Denken und Tun durch das bestimmt, was wir bewußt oder unbewußt von unsern Vorfahren empfangen haben, so gilt das in ganz besonderm Grade von Naturen, denen liebevolle Beschäftigung mit der vor ihnen liegenden Zeit und ehrerbietige Anerkennung des von frühern Geschlechtern Geleisteten nicht lästige Pflicht, sondern tiefes Bedürfnis ist. Eine solche Natur aber war Wilhelm Vischer, und wie die Treue, mit der er an Ver-

wandten und Freunden, an Vaterstadt und Vaterland und allem ihm jemals freundlich Entgegengetretenen und Liebgewordenen festhielt, zu seinem Wesen gehörte, so war sein ganzes Wirken von der Absicht geleitet, in die Stufen der von ihm hochverehrten Männer zu treten und ihre Arbeit den Bedürfnissen der eigenen Zeit gemäß fortzusetzen.

Am 24. Februar 1861 in Basel geboren, brachte er seine ersten Lebensjahre in dem noch königlich-hannoverischen Göttingen zu, an dessen Universität sein Vater damals lehrte, durchlief jedoch die Schulen seiner Vaterstadt und verließ sie kaum achtzehnjährig, obwohl ihn sein Vater mit Rücksicht auf seine Jugend eine Klasse in dem damals wieder deutsch gewordenen Straßburg hatte wiederholen lassen. Mit Dankbarkeit gedachte er zeitlebens seiner Lehrer, ganz besonders Jakob Burckhardts und des Germanisten Moriz Heyne, aber auch des Theologen Emil Raußsch, durch den er sich in die Geheimnisse der hebräischen Sprache hatte einführen lassen, und war noch im letzten Jahre seines Lebens bei Anlaß der Verhandlungen über das neue Schulgesetz bemüht, die Möglichkeit einer gründlichen humanistischen Bildung auch dem kommenden Geschlechte zu erhalten. Da man noch nicht der verhängnisvollen Meinung huldigte, daß alles irgendwie Wissenswerte in den Lehrplan der Schule aufzunehmen sei, konnte er schon damals, besonders auch in dem Kreise der Pädagogia, die er in der obersten Klasse als Präses leitete, seinen mannigfachen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen nachgehen, Freundschaften schließen, denen die Jahre nichts anzuhaben vermochten, auf Wanderungen sich eine intime Kenntniss von Land und Leuten erwerben und fröhliche Geselligkeit pflegen. Nicht ohne Bedeutung für die Entwicklung eines Charakters wie der seinige war, daß er schon damals, wo noch seine beiden Eltern lebten, jahrelang im Hause seiner Großmutter an der Rittergasse wohnte und von der frommen und hochgebildeten Frau, an der er mit der größten Liebe hing, fast wie ein nachgeborener Sohn gehalten wurde.

Dem Studium der Jurisprudenz, für das er sich entschied, lag er in Basel, Göttingen und Pisa ob. Nach Italien zog ihn der Wunsch, das durch Kunst und Geschichte einzigartige Land nicht bloß auf flüchtigen Ferienreisen kennen zu lernen und sich seine Sprache gründlich anzueignen. Indem er gerade Pisa wählte, folgte er dem Rate des mit seinem Onkel und Vaten, dem italienischen Konsul Adolf Vischer-Sarasin, befreundeten Philanthropen Commandi in Florenz. Von seinen Lehrern fesselte ihn vor allem Andreas Heusler, an dem ihn die Verbindung des vorbildlichen Richters mit dem genialen Historiker anzog, nicht weniger aber auch die künstlerische Alder und der dadurch bewirkte „Sieg der Darstellung über den Stoff“ in allem, was er sagte und schrieb. Die Dissertation über den Rückgriff des Bürgen nach Titel 20 Abschnitt IV des schweizerischen Obligationenrechtes, mit der er 1886 sein Universitätsstudium beendete, erschien 1888 in der Zeitschrift für schweizerisches Recht. Wenn dieser Abschluß erst nach einer auch damals ungewöhnlich hohen Semesterzahl erfolgte, lag das, obschon nicht ausschließlich, daran, daß ihn ein kritischer Geist vor allem an sich selber hohe Anforderungen stellen ließ und ihm die rasche Entscheidung nicht selten erschwerte. Der reiche Ertrag dieser Jahre aber war eine weit über die Grenze seines Faches hinausgreifende Bildung und ein Freundeskreis, der sich nicht bloß über fast alle deutschen und welschen Kantone der Schweiz, sondern auch die meisten Länder Deutschlands erstreckte und Vertreter der verschiedensten Lebensgebiete umfaßte. Den Zosingerverein, dessen Präsidium er 1881 bekleidete, schätzte er besonders auch als ein Band, das Schweizer verschiedener Herkunft und Überzeugungen in der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande vereinigt und damit zur Überwindung mancher unserm öffentlichen Leben gefährlichen Vorurteile mithilft. Dankbar für die schönen Stunden, die er im Hause zum Löwenfels und seinem von alten Kastanien beschatteten Hofe genossen hatte, war er bestrebt, durch Gründung einer

Gesellschaft von Altzofingern den Stammsitz auch den folgenden Geschlechtern zu erhalten.

Nach Ablegung der Notariatsprüfung und einem Aufenthalte in einem englischen Landpfarrhause, von dem er ergötzlich zu erzählen wußte, trat er 1888 in das Bureau seines Freundes Adolf Bieder ein und stand ihm bis zu seinem Tode als einer der Leiter vor. Ein Doppeltes war für die Art, wie er seinen Beruf ausübte, charakteristisch. Nie hätte er eine Sache vertreten, von deren Gerechtigkeit er sich nicht überzeugen konnte, und nie hätte er zu einem Schritte geraten oder die Hand geboten, der seinem stark entwickelten Gefühle für Billigkeit und Anstand nicht entsprach. Nie machte er aber auch in der Sorgfalt, mit der er die ihm anvertrauten Geschäfte besorgte, einen Unterschied je nach der Stellung der Person, die sich an ihn wandte. Auch bekümmerte er sich nicht bloß um den ihm gerade vorliegenden Rechtsfall, sondern war stets bereit, auch da einem in Not Geratenen tatkräftig zu helfen, wo die Aufgabe des Juristen zu Ende war. Der Basler Notariatskammer stand er seit ihrer Gründung vor und präsiidierte in den letzten Jahren auch die Vereinigung schweizerischer Notare. Ferner gehörte er dem Vorstande des schweizerischen Juristenvereines an. Viele Jahre lang war er Suppleant, dann Mitglied des Strafgerichtes und seit 1925 Suppleant des Appellationsgerichtes. Besondere Freude bereitete ihm, daß ihn die Advokatenkammer zum Mitgliede der Prüfungsbehörde für das Advokaturexamen wählte, weil er dadurch zu dem Nachwuchs in Beziehung trat. Als Präsident des Verwaltungsrates der Basellandschaftlichen Hypothekenbank hatte er die Befriedigung, die Anstalt in einer Zeit blühen und sich ausdehnen zu sehen, die andern ähnlichen Unternehmungen verhängnisvoll wurde. Die Tätigkeit auf diesem Gebiete freute ihn aber vor allem auch deshalb, weil sie ihn in dauernde Berührung mit dem Baselpolitierte brachte, das ihm der politischen Scheidung ungeachtet ein Stück der engern Heimat war.

Bei der Wahl des Berufes war für Wilhelm Vischer ohne Zweifel die Erwägung von Bedeutung gewesen, daß er ihm erlaubte und ihn befähigte, sich am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt zu beteiligen und an einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Ausgestaltung des Staatswesens mitzuarbeiten. Schon im Jahre 1891 wurde er in den Großen Rat gewählt und gehörte ihm ohne Unterbruch bis zu seinem Tode an, so daß er zuletzt das an Dienstjahren älteste Mitglied war. Zweimal bekleidete er in vorzüglicher Weise das Amt des Präsidenten und nahm an den Beratungen zahlreicher Kommissionen, sei's als Präsident, sei's als Mitglied, tätigen Anteil. Der Familienüberlieferung wie der eigenen Überzeugung gemäß schloß er sich der liberalen Richtung an, war aber stets bestrebt, sich von den Bedürfnissen der Gesamtheit leiten zu lassen und nicht bloß gewillt, sondern fähig, auch bei dem politischen Gegner die ehrliche Überzeugung zu achten und den notwendigen Kampf ohne verletzende Schärfe und in urbanen Formen zu führen. Ein besonderes Anliegen war ihm, auch mit der Arbeiterschaft in Fühlung zu bleiben, ihre Forderungen kennen zu lernen und bei den sozial gut Gestellten Verständnis für die Lage der weniger Begünstigten zu wecken und den Willen, ihnen nach Kräften zu helfen. Mit Freude beteiligte er sich deshalb an der Gründung des evangelisch-sozialen Vereines, des evangelischen Arbeitervereines und der Gesellschaft zum Wettsteinhose. Er sorgte als Präsident dieser Gesellschaft dafür, daß das Haus trotz allerhand Schwierigkeiten seinem Zwecke erhalten blieb, stellte sich dem Arbeitervereine immer wieder für Vorträge zur Verfügung und ließ den Mitgliedern seine Hilfe als Rechtsbeistand. Ebenso aber entsprach es seiner Neigung und der von ihm festgehaltenen Familienüberlieferung, als Präsident der schweizerischen liberalen Partei die Verbindung mit den schweizerischen Gesinnungsgenossen, vor allem auch den welschen, zu pflegen und in der kritischen Kriegszeit nicht locker werden zu lassen.

So selbstverständlich es für ihn war, am politischen Leben der Vaterstadt und des Vaterlandes tätigen Anteil zu nehmen, so bereitwillig stellte er sich in den Dienst zahlreicher Bestrebungen, auf dem Wege freiwillig geleisteter Hilfe Notstände und der Gesellschaft drohende Gefahren zu bekämpfen. Weil er sich selber aufs stärkste verpflichtet fühlte und es ihm eine Freude war, mit seiner Person und seinen Mitteln zu dienen und zu helfen, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, hielt er es nicht für richtig, auch da die Unterstützung des Staates anzurufen, wo, wie er glaubte, die Opferwilligkeit der Besitzenden erfolgreich Abhilfe zu schaffen vermag. Dankbar für die Wohltat des allwöchentlich wiederkehrenden Ruhetages und seine Mahnung zur Einkehr bei sich selber und zur Erbauung durch Gottes Wort, suchte er sie als Präsident der Gesellschaft für Sonntagsfeier auch denen zuteil werden zu lassen, die sie entbehren müssen, und der Gefahr zu begegnen, daß sich der Segen des Feiertages in Fluch verwandelt. Als Mitglied und langjähriger Präsident des erweiterten Komitees der schweizerischen Erziehungsanstalt für Knaben in der Bächtelen beteiligte er sich an einem Werke, das ihm schon deshalb lieb war, weil es ihm die Gelegenheit bot, in die Fußstapfen seines Urgroßvaters zu treten. Besonders viele Zeit und Kraft aber widmete er der Aufgabe, dem unglücklichen armenischen Volke zu helfen, dessen Not ihm auf einer Reise nach Mesopotamien, in das Arbeitsgebiet eines dort als Missionsarzt tätigen Bruders, lebendig vor Augen getreten war. Die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, an deren Leitung er zuerst als Schreiber, später als Vorsteher und Mitglied des Vorstandes teilnahm, schätzte er als eine Erzieherin, die immer wieder weite Kreise unserer Bevölkerung den Segen kennen lehrt, der in der Arbeit für andere liegt.

So vielgestaltig seine Tätigkeit war, und so manche Gelegenheit sich ihm bot, seine mannigfachen Gaben nutzbringend zu verwenden, so litt er doch zuweilen darunter, daß ihm nicht

vergönnt war, seine Arbeitskraft in den Dienst einer großen Aufgabe zu stellen. Vor allem bedauerte er immer wieder, daß ihm die Möglichkeit fehlte, der Universität, deren Wohl ihm ganz besonders am Herzen lag, mit seinen Gaben und Kenntnissen und seinen zahlreichen Beziehungen zu akademischen Kreisen des In- und Auslandes noch viel unmittelbarer zu dienen, als er dies als Präsident der Kommission des historischen Museums, als Mitglied der Kommission zur öffentlichen Kunstsammlung und des Vorstandes der freiwilligen akademischen Gesellschaft konnte. Um so größere Befriedigung gab es ihm, die vom Vater ererbte Liebe zu geschichtlichen Studien nicht bloß als langjähriger Quästor und zuletzt Präsident der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft zu bezeugen, sondern auch durch eine ganze Reihe von Vorträgen und Schriften zu betätigen. Die von ihm verfaßten Neujahrsblätter für 1905 und 1906 schildern Basel zur Zeit der Restauration, während das für 1911 die Geschichte der Universität von ihrer Gründung bis zur Gegenwart erzählt. Sie zeichnen sich ebenso sehr durch vollständige Beherrschung des Stoffes aus wie durch die Frische der Darstellung und die Kunst, den geschichtlichen Verlauf mittels kleiner charakteristischer Züge zu beleuchten und dem Leser anschaulich zu machen. Mit ganz besonderer Liebe widmete er sich der Aufgabe, vor ihm heimgegangenen verdienten Männern mit der Feder ein Denkmal zu setzen. Wie es fast selbstverständlich war, daß immer wieder er im Namen der Zurückgebliebenen den durch den Tod abberufenen Freunden einen letzten Gruß nachrief, so war es ihm eine Freude, in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde die Persönlichkeit und Wirksamkeit seines Lehrers Andreas Heusler zu schildern und in den Bänden von 1915, 1924 und 1926 des Basler Jahrbuches das Bild Carl Roehlin-Sfelins, Carl Christoph Bernoullis, Carl Bischofs und Rudolf Ründigs zu zeichnen. Mit sicherer Hand verstand er, das Wesentliche im Charakter und Leben dieser sehr verschieden-

gearteten Männer hervorzuheben, auch die ihnen gesetzten Schranken anzudeuten, ohne doch mit unzartem Griffe den Schleier zu lüften von dem, was sich mit berechtigter Scheu den Blicken der Menschen verbirgt.

In der Basler historischen und antiquarischen Gesellschaft sprach er am 22. März 1920 über Treitschkes Politik, am 18. Januar 1926 über Basel im Urteile auswärtiger Besucher und am 11. April 1927 im Anschluß an Castigliones Cortigiano über einen italienischen Fürstenhof der Renaissance, den Hof Guidobaldos von Urbino. Als langjähriger Präsident der Kommission des historischen Museums teilte er am 18. März 1917 allerhand Interessantes aus dieser Sammlung mit und erzählte am 12. März 1923 vom Schicksale des Basler Kirchenschazes. Ferner sprach er sich in der Schlußsitzung der akademischen Gesellschaft vom 30. April 1914 in einem Vortrage, der in demselben Jahre mit den Jahresberichten und den Rechnungen des Vereines für das historische Museum und der Kommission des Museums im Drucke erschien, über die Entwicklung der Sammlung aus und benützte auch diesen Anlaß, um die hohe Bedeutung der Universität für das geistige Leben unserer Stadt darzulegen. Als Präsidenten der Kommission des historischen Museums kamen ihm die reichen Kenntnisse und Erfahrungen zugute, die er als zielbewußter Sammler auf verschiedenen Gebieten im Laufe vieler Jahre gewonnen hatte. Die Freude an den Denkmälern einer vergangenen Zeit und die liebevolle Bemühung um ihre Erhaltung hatten jedoch bei ihm nicht die Wirkung, ihm das Verständnis für das künstlerische Schaffen der Gegenwart und den Genuß an ihren Erzeugnissen zu verbauen. Gerne ließ er sich vielmehr von der Regenz der Universität in die Kommission zur öffentlichen Kunstsammlung wählen. Er schätzte den dadurch angebahnten Verkehr mit den Künstlern, freute sich, ohne sich um den Kampf der Richtungen zu bekümmern, an dem Schönen und Bedeutenden, das sie schufen, und ein wohlüberlegter Ausbau der Sammlung war ihm

ebenso ein lebhaftes Anliegen wie ihre Unterbringung in Räumen, die ihrer Bedeutung entsprechen und gestatten, ihre Schätze zur vollen Geltung zu bringen.

So stark entwickelt der Hang zur Kritik in Wilhelm Vischer war, und so sehr er vor allem ihm selber zuweilen den Weg zum erstrebten Ziele erschwerte, so kräftig regte sich in ihm zugleich der Trieb zu freiem schöpferischem Gestalten. Er fand einen liebenswürdigen Ausdruck in den zahlreichen Gelegenheitspielen, die er oft erst in letzter Stunde mit überraschender Leichtigkeit schuf, besonders gerne zur Erheiterung von Versammlungen schweizerischer Gesellschaften in Basel. Noch in seinem letzten Lebensjahre entsprach er gerne der Aufforderung, zum Jubiläum der Basler Handelskammer, der Feier des 150jährigen Bestehens der gemeinnützigen Gesellschaft und der Jahresversammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft ein kleines Festspiel zu schreiben. Diese meist in leicht dahinfließenden Versen verfaßten anspruchslosen Komödien mit ihren vielen, nie verletzenden witzigen Anspielungen zeigen ebenso sehr die Vertrautheit des Autors auch mit intimen Seiten der heimatlichen Geschichte wie die Leichtigkeit, mit der sich sein beweglicher Geist auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wirkens und Forschens zurecht fand.

Wer wußte, wie tief Vischers weiches Gemüt eigenes und fremdes Leid empfand, und wie hart er immer wieder mit schweren, ihn niederdrückenden Gedanken ringen mußte, den konnten diese Kinder einer frohen Laune vor ein fast unlösbares Rätsel stellen. Aber ist nicht echter, wohlthuender Humor eine Pflanze, die meist allein da recht gedeiht, wo man das Auge vor den Abgründen des Lebens nicht verschließt, jedoch allen finstern Mächten zum Trotz den Kampf tapfer aufnimmt, des endlichen Sieges des Lichtes gewiß?

Der schwerste Schlag, der ihn traf, war der Tod seiner Gattin Helene Iselin im Herbst 1908. In ihr, mit der er neunzehn Jahre lang eine überaus glückliche Ehe führte, hatte

er eine Lebensgefährtin gefunden, die auf seine Neigungen und Bestrebungen mit Verständnis und Liebe einging, ihn aber zugleich aufs schönste ergänzte. Nur mühsam gelang ihm, sich in den Verlust zu finden. Er richtete sich an der Gewißheit auf, daß Gottes Vaterliebe auch da unsere Geschicke freundlich leitet, wo er uns dunkle Wege führt, erkannte aber auch dankbar an, wie sehr seine Kinder bestrebt waren, in die entstandene Lücke zu treten, und ihm halfen, sein Leben in gewohnter Weise fortzusetzen. Suchte und fand er von jeher besonders auf Ausflügen und Reisen Erholung und Erfrischung, so war es ihm nun erst recht ein Bedürfnis, seine zahlreichen Freunde in den verschiedenen Theilen der Schweiz und Deutschlands aufzusuchen, aber auch größere Reisen zu unternehmen, die ihn weit in den Orient und den hohen Norden führten. Dabei hatte er ein ebenso aufmerksames Auge für die Denkmäler einer großen Vergangenheit wie für die Sitten und Anschauungen der heutigen Bevölkerung und das Tier- und Pflanzenleben. Mit besonderer Liebe aber hing er an Basels Umgebung, vor allem dem oberen Teile des Baselsbietes, wo schon die Eltern seiner Mutter einen alten Hof mit hoch ansteigenden Weiden und Wäldern besaßen, und er frohe Jugendtage verlebt hatte. Hier war ihm jeder alte Baum ein Freund, dessen Verlust er bedauerte, kannte er den Standort der verschiedenen Pflanzen. Hier erledigte er gerne Arbeiten, zu deren Vollendung ihn das Getriebe des städtischen Lebens nicht gelangen ließ. Hier freute er sich, seine Freunde um sich zu versammeln. Besonders schätzte er aber auch den täglichen Umgang mit dem Landvolke, wie es ihm überhaupt ein Bedürfnis war, mit Menschen aller Stände und Berufe freundschaftlich zu verkehren. Das war es auch vor allem, was ihm den Militärdienst, in dem er bis zum Grade eines Majors emporstieg, lieb machte, ebenso das Meisteramt der Zunft zum Schlüssel und ihn auch gerne im Herbst zur Gamsjagd in die Bündner Berge gehen ließ.

Zum Bilde Wilhelm Vischers gehört aber auch der Garten über dem Rheine mit den alten, seltenen Bäumen, den um 1800 der Ratsherr Johann Jakob Vischer-Staehelin durch den badischen Hofgärtner Johann Michael Zeyer zum Teil auf dem ehemaligen Besitztume des deutschen Ordens hatte anlegen lassen, einst eine gernbesuchte Sehenswürdigkeit der Stadt. In ihm nicht nur seine Verwandten und Freunde, sondern alle die zahlreichen Vereine und Gesellschaften, denen er angehörte, zu empfangen und festlich zu bewirten, wenn sie in Basel tagten, war ihm eine immer neue Freude. Und nie sah man ihn munterer, als wenn er mit einem freundlichen Lächeln durch die Reihen der Gäste schritt und sie mit launigen Worten herzlich begrüßte.

Wilhelm Vischer vereinigte in sich manche Gegensätze, und wie jeder Reichtum Gefahren in sich schließt, so hat ihm die Fülle mannigfacher Gaben, die ihm zum Teil geworden war, den Lebensweg oft mehr erschwert als geebnet und ihn gehindert, Ziele zu erreichen, auf die Naturen einfacherer Art geradeswegs hinsteuern. Es ist deshalb auch nicht leicht, sein Bild mit wenigen Strichen so zu zeichnen, wie es in Wirklichkeit vor uns stand. Wer ihn genau kannte, der wußte freilich, daß ein weiches Herz voll Liebe und Güte den Kern seines Wesens bildete, ein Herz, das sich nach Liebe sehnte, und dem es ein Bedürfnis war, Liebe zu beweisen. Das spürten vor allem die Kinder. Das erfuhren aber auch alle, die sich in irgendeiner Not an ihn wandten. Mochte er sonst zuweilen zaudern und zögern und vor lauter Abwägen und Suchen nach dem Besten schwer zu einem Entschlusse gelangen. Wo es galt zu helfen, da half er rasch und mit vollen Händen. Dabei handelte er nach dem Heilandsworte, daß die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte tut. Deshalb soll auch hier nicht weiter davon die Rede sein. Aber ein wesentlicher Zug in seinem Bilde würde fehlen, wenn er nicht wenigstens angedeutet würde.

Nachdem er kaum jemals ernstlich krank gewesen war

und sich stets einer beneidenswerten körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit erfreut hatte, nötigte ihn nach dem im Kreise seiner Familie und einiger Freunde gefeierten Weihnachtsfeste eine Venenentzündung, sich zu Bette zu legen. Schon schien er sich zu erholen und hatte er wieder einen Gang durch seinen geliebten Garten gemacht, da trat ein Rückfall ein, und am Abend des 26. Januars setzte eine Embolie seinem Leben ein Ende. So durfte er, ohne das Schwinden seiner Kraft erleben zu müssen, aus voller Wirksamkeit scheiden und zur Ruhe Gottes eingehen, in dessen Wegen zu wandeln allzeit sein aufrichtiges Bestreben gewesen war.
